

Ahotes Jagd

Gelächter klang durch die rauchgeschwängerte Luft des Saloons, ein schriller Gegenklang zum Geklimper des Klavierspielers. Ein paar Pfiffe begleiteten die Tanztruppe auf der Bühne, doch über dem Pokertisch in der Ecke schien eine Glocke des Schweigens zu liegen. Vier Männer saßen dort, fixierten einander mit ihren Blicken, die Karten scheinbar vergessen. Nach und nach warfen zwei der Männer ihr Blatt hin, mit einem letzten, sehnsuchtsvollen Blick auf den Geldhaufen in der Tischmitte. Die letzten beiden Spieler waren nicht überrascht. Die Ausgestiegenen waren nur Staffage gewesen, nicht ihre Kragenweite. Der Spieler, dem man seinen Beruf ansah, nickte dem etwas schäbig gekleideten und dunkelhaarigen Mann zu.

„Mister, ich fürchte, Ihr Glück endet nun hier. Dreihundert und sehen.“

Der Angesprochene verzog keine Miene, schob sein restliches Geld in die Mitte und deckte einen sauberen Straight Flush von der Fünf weg auf. Die vorher schon Ausgestiegenen verdrehten die Augen und dankten still ihrem Glück, dass sie rechtzeitig zum Rückzug trieb. Dagegen hätten sie nichts in der Hand gehabt. Der Spieler hingegen setzte ein noch breiteres Lächeln auf, warf einen Royal Flush beinahe lässig auf den Tisch und wollte nach dem Geld greifen. Doch blitzschnell hatte der Dunkelhaarige nach seinem Handgelenk gegriffen.

„Nicht so schnell, Mister. Sie sollten es sich eventuell anders überlegen, ehrliche Spieler sind beliebter.“

Der Spieler erbleichte und die Umsitzenden schoben vorsichtshalber ihre Stühle nach hinten, um mehr Bewegungsfreiheit zu haben. Der Dunkelhaarige aber blieb ruhig sitzen, nachdem er diese Worte gesprochen hatte. Beide Hände waren auf dem Tisch, er würde unmöglich so seinen Revolver ziehen können. Der Spieler knurrte etwas, dann flog seine Hand zur Hüfte, die Finger schlossen sich um den Kolben. Aber bevor er das Eisen aus dem Leder ziehen konnte, spürte er einen Schmerz in der Schulter. Unwillkürlich öffneten sich seine Finger, der Colt fiel zu Boden, aber sein Gegenüber saß immer noch genauso reglos da. Nur der Griff des Messers, der aus der Schulter des Spielers ragte, war der Beweis, dass er etwas getan hatte. Jetzt erst reagierten die Übrigen, zogen ihre Waffen und richteten sie auf die Kontrahenten. Immer noch hielt der Dunkelhaarige das Handgelenk des Spielers fest, aber seine andere Hand deutete auf den Stapel mit den abgelegten Karten. Einer der beiden Umstehenden nahm die Karten, riss erstaunt die Augen auf und warf eine Karte auf den Tisch, neben das Blatt des Spielers. Nun konnte jeder die beiden völlig gleichen Asse nebeneinander liegen sehen. Wie ein Fels in der Brandung saß der Dunkelhaarige reglos da, bis der Sheriff den Falschspieler mitnahm. Dann teilte er den Haufen in der Mitte des Tisches in drei Teile, nahm sich einen und verschwand grußlos aus dem Saloon. In der Aufregung, die gerade herrschte, fiel es niemandem auf.

Joshua Walker ging durch die dunklen Gassen der Stadt. Der Spieler hatte wirklich Pech gehabt, dass er das schon ausgespielte As verwendet hatte. Was nun mit ihm geschah, interessierte Walker aber nicht sonderlich. Wahrscheinlich würden sie ihn entweder hängen, oder seine Freunde würden ihn aus dem Jail holen. Sollten sie, dann wären sie zu beschäftigt, um ihn zu belästigen. Angst hatte er keine, er würde auch mit ihnen fertig werden, aber er hasste es, unnötig Blut zu vergießen. Deswegen war er jetzt auch auf dem Weg in den Mietstall, um sein Pferd zu holen. Doch da bemerkte er, dass ihm jemand folgte. Ohne zu überlegen wirbelte er herum, die Hand zuckte zum Coltgriff ... doch eine andere Hand lag dort schon. Überrascht sah er auf, doch konnte er in der Dunkelheit der Gasse sein Gegenüber nicht erkennen. Er griff nach dem Messer, das er im Nacken trug, doch da löste sich sein Gegenüber wie eine Rauchwolke auf, sodass nur ein bellendes Gelächter in der Luft hing. Mit einem zwischen den Zähnen zerbissenen Fluch drehte sich Walker um und setzte seinen Weg fort. Er war von dem Vorfall nicht überrascht, eher verärgert. Dies entwickelte sich ganz und gar nicht so, wie er sich das gedacht hatte.

Kurz darauf saß Walker im Sattel seines Braunen und blickte zurück auf die Lichter der Stadt. Er hatte die kurze Zeit des Komforts genossen, aber nun rief ihn sein Leben wieder. Seufzend ritt er an, dem Fuß der Berge entgegen. Er hatte eine Verabredung einzuhalten.

Ein paar Stunden später zügelte Walker den Braunen und sah sich um. Die Gegend war nun felsiger, in geringer Entfernung erhoben sich die Flanken der Berge. Obwohl niemand zu sehen war, stieg er ab und band das Pferd an einen verdorrten Baum. Dann hockte er sich auf einen großen Felsen und wartete, während er aus einem Beutel etwas Trockenfleisch hervorholte und aß. Als der große Coyote lautlos näher kam, sich vor ihm niederließ und ohne die geringste Scheu mit der Schnauze in seinen Beutel tauchte, zuckte er nicht einmal zusammen.

„Deine Manieren waren auch schon einmal besser, muss ich sagen. Wenigstens fragen solltest du können.“

Walker griff in das Fell des Coyoten, zog ihn aus dem Beutel und nahm diesen wieder an sich. Der Coyote schaute ihn an, dann stieß er ein bellendes Lachen aus, während er sich in einen Menschen verwandelte.

„Du hattest noch nie wirklich Humor, Ahote. Das ist bedauerlich. Lachen ist gut für die Seele, weißt du? Aber nun gut. Ich habe erneut eine Aufgabe für dich. Erfülle sie, wie du es stets getan hast, als Wächter deines Volkes. Siehst du das Tal dort? Da hinein musst du dich begeben. Einer der Geister, die einstmals verbannt wurden, doch nun vom weißen Mann in seiner Gier freigesetzt wurden, verbirgt sich dort. Noch ist er schwach, aber eine Gruppe Siedler wird durch dieses Tal kommen. Durch sie wird er gestärkt werden. Finde ihn und bekämpfe ihn, solange es noch möglich

ist. Es ist ein sehr alter Geist, stark und erfahren. Geh, Ahote, und erfülle deine Bestimmung.“

Der Mann, der eben noch ein Coyote gewesen war, stand nach diesen Worten auf und ging, hinein in die Schatten, von denen er bald verschluckt wurde. Walker dachte über das Gesagte nach. Ahote, Ruheloser, war der Name, den seine Mutter ihm gegeben hatte, eine Squaw vom Stamm der Hopi. Sie hatte sich von ihrem Stamm getrennt, als sie seinen Vater kennenlernte, Habakuk Walker. Sie hatte ihm auch von der alten Prophezeiung erzählt, doch er hatte nicht daran geglaubt. Bis zu jenem Tage, als Coyote das erste Mal auftauchte, der Trickser, diese mächtige Legende. Er sandte ihn aus, die entflohenen Geister unschädlich zu machen, bevor sie zu viel Unheil anrichten konnten. Warum er das nicht selber erledigte, hatte Walker aber nie verstanden. Angeblich hatte es etwas mit dieser Prophezeiung zu tun ... und es sollte seinen Charakter festigen, wie Coyote mehr als einmal gesagt hatte. Nur zu gerne hätte er sich geweigert, aber der schlaue Coyote verband diese Aufträge immer damit, dass Unschuldige in Gefahr schwebten. Also ritt Walker wieder und wieder los, um gegen die dunklen Mächte zu kämpfen. Und er würde es auch dieses Mal tun. Seufzend stand er auf, klopfte sich den Staub aus der Rehllederhose und ging zu seinem Braunen. Dass der Beutel mit dem Trockenfleisch fehlte, nahm er nur am Rande wahr. Er hatte nichts anderes von Coyote erwartet.

Als sein Brauner in das Tal trabte, prüfte Walker ein letztes Mal seinen Revolver. Zufrieden ließ er ihn in das Leder gleiten, dann sah er sich um. Die Pflanzen wirkten verwachsen und verdorrt, ein sicheres Zeichen, dass hier ein böser Geist hauste, wenngleich er auch nicht wusste, mit was er es zu tun haben würde. Warum sollte Coyote auch auf einen Scherz verzichten, wenn nur der dumme Ahote ihn ausbaden musste. Er würde zuerst die Siedler suchen, sie durften nicht geopfert werden. Auch wenn die Weißen in ihrer Gier das Böse freigesetzt hatten, so konnte er doch nicht zulassen, dass sie alle dafür büßen sollten. Eine Einstellung, die Coyote sehr amüsierte und ihm mehr als genug Gelegenheit für seine Streiche bot.

Er trabte langsam durch das Tal, neben ihm türmten sich die schroffen Feldwände auf, am Boden wechselten sich Felsen und eine spärliche Vegetation ab. Ein paar Sträucher, hier und dort ein paar Bäume, vereinzelte Grasbüschel. Trostlos, aber auch leblos. Kein flinkes Rascheln von kleinen Tieren, die sich in Sicherheit brachten, kein Vogel am Himmel, nicht einmal Insekten waren zu hören. Der Braune zuckte nervös mit den Ohren, ihm gefiel die Umgebung nicht. Eine Einstellung, der Walker sich nur allzu gern anschloss. Er hoffte, dass er die Siedler noch rechtzeitig erreichen würde, sie noch lebend und bei guter Gesundheit vorfinden würde. Mit leichtem Schenkeldruck trieb er sein Pferd zu einer schnelleren Gangart an, die Hand lag locker auf dem Coltgriff. Wenigstens hatte er noch genügend Tageslicht, es war noch nicht einmal Mittag; eine Nacht in dieser Schlucht war nichts, was er begrüßen würde.

Da, ein Geräusch! Ein herabfallender Stein klackte auf den Untergrund, sprang noch ein paar Mal

weiter und blieb dann liegen. Mit einer fließenden Bewegung hatte Walker den Revolver aus dem Leder gerissen und suchte nun die Felswand mit den Augen ab. Das Pferd wurde zunehmend nervöser und er parierte den Braunen, ohne seine Suche zu unterbrechen. Da, ein Schatten. Der Lauf der Waffe zuckte herum, doch er kam nicht mehr dazu, abzudrücken. Der Schatten schnellte sich auf ihn zu, prallte gegen ihn und riss ihn aus dem Sattel. Er nutzte den Schwung, um sich in die Hocke abzurollen, während der Braune mit rollenden Augen durchging. Von seinem Angreifer war nichts mehr zu sehen, aber der Schmerz in seiner Schulter bewies ihm, dass da wirklich etwas gewesen war. Ein schneller Blick zeigte ihm, dass er keine Wunde davongetragen hatte, doch hatte er für einen Augenblick seine Umgebung vernachlässigt. Wieder schnellte sich ein Schatten auf ihn zu, doch diesmal schaffte er es, den Revolver hochzureißen. Der Schuss brach sich donnernd an den Felswänden und der Schatten wurde zurückgeworfen. Zwischen ein paar größeren Feldbrocken verschwand der Angreifer und Walker hatte Gelegenheit, sich aufzurichten. Hier hatte er keinerlei Deckung, ganz im Gegenteil zu seinem Gegner. Was auch immer Walker tat, es war gut zu sehen, überraschen war unmöglich. Das musste er ändern, doch dazu musste er eine bessere Stellung finden. Deckung hinter Felsen würde er nur am Fuß der Berge finden, doch war er dann von oben angreifbar. Außerdem durfte er es nicht riskieren, sich hier zu verschanzen und seinen Gegner aus den Augen zu lassen. Da waren immer noch die Siedler, die in größerer Gefahr waren, als sie ahnen mochten. Er musste also versuchen, sich entweder zu ihnen durchzuschlagen, oder seinen Gegner vorher ausschalten. Aber ohne Pferd war er nur noch langsam unterwegs, der Geist war sehr wahrscheinlich schneller. Doch der felsige Boden, der an nicht wenigen Stellen mit losem Geröll bedeckt war, würde es Walker erlauben, zu hören, wenn sich jemand näherte. Deswegen drehte er sich, auch wenn es ihm widerstrebte, um, schob den Revolver wieder ins Leder zurück und begann in einen raumgreifenden Trab zu verfallen. Ein nervenzerfetzendes Geheul war aber das einzige, was ihm folgte. Walker schauderte es dabei, aber er wurde nicht langsamer. Wie es aussah, hatte er seinen Gegner zumindest verletzt, doch ob es das für ihn einfacher machen würde, musste er bezweifeln. Verletzte Tiere wurden nur gefährlicher, und das Gleiche galt nach seiner Erfahrung auch für die bösen Geister. Dennoch trieb ihn die Sorge um die Siedler weiter.

Zwei Stunden später sah er die kleine Gruppe von Wagen an einem kleinen Bach rasten. Dünne Rauchsäulen von Kochfeuern kräuselten sich in den Himmel, zwischen den Wagen bewegten sich die Siedler geschäftig umher. Sie waren also bisher nicht in Gefahr gewesen, wie es aussah. Erleichtert winkte Walker, um eventuelle Wachen auf sich aufmerksam zu machen. Jetzt von einem nervösen Aufpasser über den Haufen geschossen zu werden war so ziemlich das Letzte, was er gebrauchen könnte. Vorsichtig näherte er sich also dem Lager, seine Augen suchten die Umgebung ab und er lauschte nach Geräuschen, die seinen Verfolger ankündigten. Aber alles war ruhig, vom

Lager her winkte ihm jemand auffordernd zu. Als er schließlich in den Kreis der Wagen trat, war er einerseits erleichtert, weil sich der Geist nun nicht mehr so einfach heranschleichen konnte.

Andererseits aber wusste er auch, dass er die Siedler in noch größere Gefahr gebracht hatte. Doch mitten im offenen Gelände hätte er keine Chance gegen seinen Gegner gehabt, er hatte bisher ja nicht einmal gesehen, um was es sich dabei handelte. Eine raue, aber sympathische Stimme unterbrach seine Gedankengänge.

„Ein Fremder ohne Pferd kommt uns in einer engen Schlucht entgegen. Halten Sie mich nicht für unfreundlich, aber würden Sie nicht auch zugeben, dass es zumindest verdächtig aussieht? Geben Sie mir einen Grund, nicht misstrauisch zu sein.“

Walker musste trotz der Situation grinsen. Natürlich sah es verdächtig aus. Banditen schickten gerne einen ihrer Leute vor, um mögliche Opfer auszukundschaften und sie in die Falle zu locken. Auch er wäre an ihrer Stelle vorsichtig. Dann sah er auf und blickte sein Gegenüber das erste Mal an. Die sorgfältig zurechtgelegten Worte beschloss, dass sie viel lieber etwas anderes tun würden und ließen ihn sprachlos zurück. Vor ihm stand eine Frau, groß, dabei aber gut gewachsen, eine Augenweide. Sie hätte ein Engel sein können, nur der harte Blick ihrer Augen und die Winchester in ihren Händen, die auf seine Brust gerichtet war, verhinderten den Vergleich. Walker schluckte und achtete darauf, dass seine Hände sich nicht in der Nähe seiner Waffen befanden.

„Mein Name ist Joshua Walker, Ma'am. Und ich bin weder ein Desperado, noch habe ich vor, Ihnen zu schaden. Ich bin auf der Jagd nach einer Bestie, die hier ihr Unwesen treiben soll. Vor ein paar Stunden hatte ich etwas weiter vorn in der Schlucht einen Zusammenstoß mit ihr, konnte sie aber anschießen. Dabei verlor ich mein Pferd, es rannte weg. Ich hoffe, Sie sind noch nicht auf diese Bestie getroffen, sie ist extrem gefährlich und schnell.“

Seine Erklärung hatte einen seltsamen Effekt auf die Frau, sie erbleichte, der Lauf der Winchester zitterte.

„Ma'am, würden Sie mir sagen, was passiert ist? Sind Sie doch auf die Bestie gestoßen? Bitte, wir dürfen keine Zeit vergeuden.“

Sie sah ihn nicht an, begann aber, mit tonloser Stimme zu berichten.

„Es war heute Morgen. Wir waren gestern Abend in die Schlucht eingefahren und hatten dann das Lager aufgeschlagen. Die Wachen haben nichts bemerkt, aber als wir am nächsten Morgen aufbrechen wollten, da merkten wir, dass Burt fehlte. Wir haben die ganze Gegend abgesucht, aber nichts gefunden. Keine Spuren, kein Blut ... nichts. Unser Scout blieb zurück, um weiterzusuchen, der Rest von uns machte sich auf den Weg, um Hilfe zu holen. Ich mache mir solche Sorgen, wenn ihm nun ... wenn ihm nun etwas zugestoßen ist? Er würde sich nie vom Lager entfernen!“

Walker fühlte, wie sich seine Kehle zusammenzog.

„Ma'am, wer ist Burt? Ihr Mann?“

Sie blieb reglos stehen, senkte unbewusst die Winchester. Aber einer der Umsitzenden trat zu ihnen.

„Nein, Mister. Burt ist ihr Sohn. Zwölf Jahre und blitzgescheit. Ein feiner Junge, wenn Sie mich fragen.“

Walker zerbiss einen Fluch zwischen den Zähnen und sah sich um. Während er seinen Revolver nachlud, wandte er sich an den Mann.

„Ich schätze, ich werde ein Pferd brauchen, um so schnell wie möglich zu der Stelle zu kommen, an der Burt verschwunden ist. Haben sie eines für mich? Mein Brauner lief mir davon. Und währenddessen richten Sie sich hier zur Verteidigung ein. Seien Sie wachsam, das Biest ist schnell und schlau.“

Der Angesprochene nickte. Dann zeigte er auf einen Seilcorral, in dem mehrere Pferde standen.

„Ein Brauner ist uns vorhin entgegengekommen, noch gesattelt. Dürfte dann Ihrer sein, wenn ich mich nicht irre. Nehmen Sie ihn nur. Sie können die Stelle nicht verfehlen, immer der Schlucht folgen. Dahinter ist das Ufer des Colorado River. Am Eingang der Schlucht haben wir gelagert.“

Walker dankte, dann ging er zum Corral, wo er wirklich seinen Braunen fand. Er sattelte ihn, dann stieg er auf und ritt an, ohne sich noch einmal umzusehen. Er hoffte, dass sie seinem Rat folgen würden.

Kurz darauf erreichte er die bezeichnete Stelle und zügelte den Braunen. Die Spuren des Lagers waren noch deutlich sichtbar. In der Ferne konnte er das Blau des Colorado sehen, als er abstieg und sein Pferd an einen Baum band. Dann untersuchte er die Spuren und fand schon nach kurzer Zeit den Ort, an dem der Junge verschwunden sein musste. Jetzt, bei Tageslicht, bemerkte er einige Höhlen in der Schluchtwand, die den Siedlern im Dämmerlicht entgangen sein mussten. Grimmig lächelnd lockerte er den Colt im Leder, dann trat er näher. Vor einer dieser Höhlen gab es deutliche Spuren von Klauen auf dem Fels, also machte er sich mit einem unguuten Gefühl in der Magengrube an den Aufstieg. Er betrat die Höhle, in welcher er nach ein paar Metern bequem aufrecht stehen konnte, dann wartete er ab, bis sich seine Sicht an das Halbdunkel gewöhnt hatte. Eine Lampe hätte mehr seinem Gegner genützt als ihm. Schließlich ging er weiter, tiefer in die Höhle hinein. Hier wurden die Spuren deutlicher, etwas lebte hier.

Da sah er einen Schatten am Boden, ein lebloser Körper. Er kniete sich hin, um sich das genauer ansehen zu können, doch dem Mann war nicht mehr zu helfen. Sein Oberkörper war zerfleischt, das hätte niemand überleben können. Anscheinend hatte der Scout hier sein Ende gefunden, weil er dem Geschöpf zu nahe gekommen war. Plötzlich warnte ihn sein Instinkt und er ließ sich zur Seite fallen. Noch im Abrollen zog er das Messer und kam wieder auf die Knie. Vor ihm rollte sich sein Gegner ab, geschmeidig wie eine Katze, trotz seiner Größe. Der Kopf wurde von einem Geweih

gekrönt, darunter funkelten zwei Augen über kräftigen, wolfsähnlichen Kiefern mit beeindruckenden Zähnen. Der Rest des Körpers war menschenähnlich, eine Hand hielt ein großes Messer.

„Ein Schwarzoger-Kachina. Aber bin ich nicht etwas zu alt für dich?“

Mit einem Knurren warf sich das Wesen auf ihn und Walker hatte Mühe, es abzufangen. Das Messer seines Gegners deutete auf seine Kehle und er musste mit aller Kraft dagegenhalten. Der Kachina hatte gewaltige Kräfte und gebärdete sich wie ein blutdürstiges Raubtier. Walker brachte seine Knie zwischen sich und das Monster und konnte sich so etwas Luft verschaffen. Ein Faustschlag gegen die Fratze seines Gegners ließ diesen zurücktaumeln, bevor er sich wieder zum Angriff bereitmachte. Walker zog den Tomahawk aus dem Gürtel und ging in Kampfstellung, leicht vornübergebeugt, um den Anprall abzufedern. Der Kachina sprang, sein Messer vor sich haltend, aber Walker wehrte die Klinge mit seiner eigenen ab und schlug dann mit dem Tomahawk zu. Sein Gegner ging zu Boden und verlor das Messer dabei. Schnell sprang Walker auf ihn, presste ihn zu Boden. Dabei hatte er das erste Mal die Gelegenheit, ihn genauer anzusehen. Nun erst entdeckte er die Wunde, welche seine Kugel verursacht hatte. Sie saß in der Schulter, einem Menschen hätte sie den Knochen zerschmettert. Doch diesem Wesen hatte sie wenig tun können, deswegen steckte Walker sein Messer wieder weg. Normale Waffen waren hier nutzlos, er musste sich auf seinen nun einzigen Trumpf verlassen. Er hob den Tomahawk, den er von Coyote vor langer Zeit erhalten hatte, sah das tobende, aber zunehmend kraftlos werdende Wesen unter sich noch einmal an. Dann schlug er zu und die Gegenwehr hörte auf. Der Kachina lag still da, das Gebiss noch zu einem Brüllen aufgerissen. Dann begann er sich aufzulösen, wurde zu Rauch, der langsam verwehte.

Nach ein paar Minuten erhob Walker sich wieder, begann nun auch die Schmerzen durch die von den Klauen verursachten Wunden zu spüren. Dann begann er, die Höhle nach dem Jungen zu durchsuchen. Im hintersten Teil der Höhle fand er ihn schließlich, bewusstlos, zerkratzt, aber am Leben und nicht stark verletzt. Er hob ihn auf seine Arme und verließ die Höhle mit ihm. Draußen angekommen atmete er tief durch, genoss die frische Luft. Er legte den Körper des Jungen vor sich auf das Pferd, dann lenkte er den Braunen hin zum Lager der Siedler. Wieder einmal hatte er seine Aufgabe erfüllt, dieses Mal sogar das Leben eines Kindes gerettet. Er hoffte nur, dass Coyote ihm eine etwas längere Pause zugestehen würde, bevor er ihn wieder auf die Jagd nach den entflohenen Geistern schickte. Er fühlte sich sehr müde. Aber er wusste, dass er das Leid von Mutter und Sohn gelindert hatte. Würde er hier nun Frieden finden? Oder war ihm das nicht vergönnt, würde er immer weiter die Geister im Auftrag Coyotes jagen müssen?

Über ihm, am Rand der Klippe, die über die Schlucht aufragte, stand eine Gestalt. Ein alter Indianer mit schlohweißem Haar, das Gesicht von tiefen Falten durchzogen. Er sah den feinen Rauch-

schleiern nach, den Resten des Kachina, die im Wind verwehten. Auf seinen Zügen mischten sich Freude und Schmerz, als er die Arme hob und einen langen, klagenden Schrei ausstieß. Dann drehte er sich um und ging von der Klippe weg. Ein bellendes Lachen war zu hören, dann verwandelte sich seine Gestalt in die eines Tieres. Coyote trauerte um seinen Bruder, der vor langer Zeit dem Wahnsinn verfallen war. Aber nun war er erlöst, sein Bote hatte gute Arbeit geleistet. Wie jedes Mal. Coyote war zufrieden.